



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein französisch-deutscher Rationalist

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ein französisch-deutscher Rationalist



ind wir aus dem Rationalismus des vorigen Jahrhunderts heraus? So ganz wohl noch nicht. Die „Aufgeklärten“ stecken noch teils mit einem Fuße, teils mit beiden darin, die Denkenden mühen sich mit mancher der Fragen, die der Rationalismus gelöst zu haben glaubte, heute noch vergebens ab, und jedenfalls geht uns die Aufräumarbeit, die das vorige Jahrhundert vollbracht hat, schon deswegen sehr nahe an, weil ohne sie unsre tiefere Philosophie nicht hätte Wurzel fassen können. Auch muß man doch von Zeit zu Zeit die Bilanz der „Denkerei“ ziehn und nachsehen, was man aus einem verflossenen Wirtschaftsabschnitt als sichern Reingewinn herübernehmen kann. Es war daher ein ganz guter Gedanke von Johann Umminger, dem heutigen Publikum einen Koryphäen der Aufklärungszeit vorzuführen, und zwar gerade Holbach, der mit dem französischen Radikalismus und Atheismus deutschen Ernst und deutsche Ehrlichkeit vereinigt. Auch die Wahl des Werkes muß als glücklich bezeichnet werden, denn sein Inhalt steht dem, was uns heute bewegt, näher als das System der Natur.*) Nur leider war der Übersetzer seiner Aufgabe nicht gewachsen. Wir würden die Übersetzung quartanerhaft nennen, wenn sie nicht den Eindruck machte, als ob der Übersetzer ein Ausländer wäre, der eben erst im Begriff steht, das Deutsche zu erlernen. Man lese die folgenden Proben und urteile, ob es nicht ein Standal ist, dem deutschen Publikum ein solches Buch anzubieten, noch dazu dem gebildeten Publikum, auf das es doch be-

*) Holbachs Soziales System oder Natürliche Prinzipien der Moral und der Politit mit einer Untersuchung über den Einfluß der Regierung auf die Sitten. Nach dem Original übersetzt von Johann Umminger. Leipzig, Kommissionsverlag von Theodor Thomas, 1898. 3 Bändchen.

rechnet ist, und dem es sich auch durch gute Ausstattung zu empfehlen sucht. „Die Menschen haben in Ermangelung, die Wahrheit zu erkennen, die Lüge und die Unwissenheit in ein System gebracht“ (I, S. 29). „Aus Mangel, den Menschen gesehen zu haben, wie er ist, sagen uns die Moralisten usw.“ (I, S. 58). Diese Konstruktion mit „aus Mangel“ kehrt öfter wieder. „Es war gewöhnlich beim die Moscheen verlassen, wo er seine Exekutionen vollbrachte, deren seine eignen Kinder oft die Opfer waren“ (II, S. 102). „Eine schlechte Regierung findet ihre Rechnung im ihre Gesetze verdunkeln und vervielfachen“ (III, S. 30). „Die Erde liefert einer Nation, womit ihre wahren Bedürfnisse befriedigen“ (III, S. 83). Folgenden Satz könnte man nur verstehn, wenn man das Original zur Hand hätte: „... woraus man sieht, daß die wahre christliche Demut ein Vernunftwesen [vielleicht ein abstrakter Begriff?] ist und daß, wenn sie möglich wäre, sie sowohl ungerecht als absurd sein würde“ (I, S. 148). *Ministre* in Verbindung mit „Gott“ oder „Kirche“ wird regelmäßig „Minister“ übersetzt. Die Eigennamenformen *Lucret* und *Clement* erwecken den Zweifel, ob der Verfasser lateinisch kann, und ob *paragam* *ramen* für *peragam* *tamen* (II, S. 164) ihm oder dem Setzer auf Rechnung zu setzen ist. Wir wollen das zweite annehmen, da III, S. 26 und 27 das eine mal *Tartullian* und das andre mal *Tertullian* steht und das *requi* für *regni* (II, S. 171) im Druckfehlerverzeichnis berichtigt wird. Doch wenden wir uns endlich vom Übersetzer zum Verfasser!

Die Lebensansicht *Holbachs*, soweit sie im vorliegenden Buche entwickelt wird, läßt sich kurz in folgenden Sätzen darstellen. Die gesamte Menschheit erscheint in dem Grade verderbt und lasterhaft, daß die einen dadurch zu dem Glauben verleitet werden, der Mensch sei von Natur böse, während andre daran verzweifeln, die Widersprüche der Ansichten im Gebiete der Moral lösen zu können, und daher meinen, es gäbe gar keinen Unterschied zwischen Gut und Böse. Aber gerade die verkehrten Moralsysteme sind schuld an der Verwirrung und der Verderbnis. Diese Moralsysteme sind ein Erzeugnis der Priester, die ihrerseits die Werkzeuge von Despoten waren. Die meisten Staaten sind von Eroberern durch Unterjochung, also durch Ungerechtigkeit gegründet worden, und nur durch fortdauernde Ungerechtigkeit vermochten die Fürsten ihre Gewaltherrschaft aufrecht zu erhalten. Dazu bedurften sie eines religiösen Aberglaubens, einmal um ihr eignes Gewissen zu beschwichtigen, indem sie sich von den Priestern vorreden ließen, ihre Schandthaten könnten durch leicht zu vollbringende und oft genug nicht weniger schändliche Opfer gesühnt werden, dann aber zur Zügelung ihrer Unterthanen. Diese Zügelung wurde in der Weise bewirkt, daß alles, was für die Despoten nützlich war, den Unterthanen zur religiösen Pflicht gemacht wurde, und daß man den Unterthanen unverständliche Glaubenssätze einprägte, während man sie über den natürlichen Zusammenhang der Dinge in Unwissenheit ließ.

Dieser natürliche Zusammenhang besteht nun auf dem moralischen Gebiet in folgendem. Der Mensch ist von Natur weder gut noch böse. Dasselbe gilt von seinen Begierden, die bei einem gewissen Stärkegrade Leidenschaften genannt werden. Diese Begierden sind notwendig, denn sie sind die Triebfedern, die den Menschen zwingen, alles zu thun, was zur Erhaltung seines Lebens und seines Geschlechts, zur Entfaltung seiner Anlagen und zur Erzeugung von Kultur notwendig ist. Ohne sie würde er nicht allein auf der Stufe der Tierheit zurückbleiben, sondern zu Grunde gehn. Jede Leidenschaft wird mit der Zeit gut oder böse, je nachdem ihre Befriedigung von der Vernunft geleitet wird oder dieser Leitung entbehrt. Bisher ist in der Regel das zweite der Fall gewesen, weil sich die Vernunft bei der hergebrachten schlechten Erziehungsweise, unter dem Wust von Aberglauben und Vorurteilen und in einer sittlich verderbten Umgebung nicht zu entfalten vermochte. Dennoch darf man nicht verzweifeln. So langsam die Vernunft fortschreiten mag, einige Fortschritte hat sie doch schon gemacht; die Stufe barbarischer Wildheit ist überwunden, die größten Verbrechen und Laster werden wenigstens als solche anerkannt und verurteilt, die Sitten sind ein wenig milder geworden. Schlimm genug steht es allerdings immer noch; der gemeine Mann ist im ganzen noch ein Wilder, und die Regierungen, deren Aufgabe es wäre, ihn zu erziehen, bestehen meistens aus lasterhaften Menschen — wird doch das Laster gerade an den Höfen gepflegt und verpestet von da aus das Volk —, teils hegen sie immer noch den Glauben, es liege in ihrem Interesse, die Menge in Unwissenheit zu erhalten. Revolutionen würden mehr schaden als nützen. Man muß auf allmähliche Beseitigung der sittlichen Übel bedacht sein. Man muß den Fürsten klar machen, daß die Tugend das beste Mittel ist, ihre Herrschaft zu festigen, und daß es für sie kein andres Mittel giebt, sich selbst wahres und dauerndes Glück zu verschaffen, als die Beglückung ihrer Völker.

Diese Beglückung kann aber in nichts anderm bestehen, als darin, daß sie ihre Unterthanen tugendhaft machen, und Tugend kann nur erzeugt werden durch die Verbreitung von Vernunft. Die Tugend ist hauptsächlich darum so selten, weil man die vernünftigen Beweggründe, die zum Wohlverhalten treiben, nicht kannte. Die Priester und Philosophen kannten nur übernatürliche Beweggründe, die sich als gänzlich wirkungslos erwiesen haben. Der einzige wahre und zugleich unbedingt wirksame Beweggrund ist ein ganz natürlicher: daß wir durch nichts andres als durch Tugend glücklich werden können. Das einzige, was der Mensch erstrebt, mit allen Kräften sein ganzes Leben lang erstrebt, ist Glück, das einzige, was er liebt, ist er selbst, seine eigne Person; in allem andern, was er liebt, liebt er nur sich selbst. Die Vernunft nun lehrt ihn, daß er ein soziales Wesen ist, das ohne die andern überhaupt nicht, geschweige denn glücklich zu leben vermag, daß er sein eignes Glück nur durch die Förderung des Glücks der andern zu begründen vermag; diese Erwägung

ist das einzige, was den Menschen bestimmen kann, tugendhaft zu leben, und sie reicht für sich allein vollständig hin für diesen Zweck. Das Böse an sich will kein Mensch; thut einer Böses, so thut er es in der irrigen Meinung, daß er damit sein Glück fördere.

Das ist der Hauptsache nach Holbachs soziales System. Seine Grundlegung der Moral erkennen wir als richtig an, erklären sie aber für unvollständig und die auf ihre Anerkennung gesetzten Erwartungen für übertrieben. Doch ehe wir darauf eingehn, müssen wir ein paar Worte über das Negative in Holbachs Buche sagen. Wenn wir bemerken, was ja ohnehin bekannt ist, daß er in dieser Beziehung auf dem Standpunkt seiner encyclopädistischen Freunde und Voltaires steht — ohne eine Spur von dessen Frivolität in seinen Athern zu haben —, so wissen die Leser genug. Am Christentum, an der Kirche, an den Regierungen läßt er keinen guten Fezzen. Wir sind aber weit entfernt davon, ihn deshalb zu tadeln. Konnte ein Mann von Verstand und Herz über das Bestehende anders urteilen in einer Zeit, wo die Scheiterhaufen der Inquisition und der Hexenbrände noch rauchten, wo Scharen von braven Menschen, die um des Glaubens willen vertrieben waren, durch Europa irrten oder über den Ocean fliehen mußten, wo die Ackerfluren durch unvernünftige Eroberungskriege in Wüsten verwandelt waren, die französischen Bauern, um dem Steuerdruck zu entgehn, ihre Hufen verließen und Räuber wurden, wo endlich die Regierung nur noch ein Pumpwerk war zu dem Zwecke, den Maitreffen und Lotterbuben des Hofes die Mittel zu unsinniger Verschwendung zu liefern? Es war also zu entschuldigen, daß die Ritter des Geistes über dieser Unmasse von Schlechtigkeit und Unvernunft das Gute, das noch darin stecken mochte, übersahen, und daß sie den Gerechten mit den Ungerechten verdammt. Mehr noch, es war nicht bloß zu entschuldigen, es war notwendig; ohne ein gründliches weltgeschichtliches Strafgericht hätte die gründliche Besserung, die seit 1789 doch wirklich eingetreten ist, nimmermehr herbeigeführt werden können. Um nur eins hervorzuheben: was Holbach über die Gefahren sagt, die das Staatsoberhaupt durch seine Unverantwortlichkeit und Allgewalt über sich selbst heraufbeschwört, ist heute so allgemein anerkannt, daß niemand eifriger darauf bedacht ist, sich der Verantwortung für die Regierungshandlungen zu entledigen, als eben die Staatsoberhäupter. Andererseits ist Holbach, nüchterner als Montesquieu, auch von der englischen Verfassung keineswegs entzückt; er findet, daß der Parlamentarismus der Hauptsache nach ein Mittel der Bereicherung für die einflußreiche Minderheit sei, und daß es unvernünftig sei, einem besitzlosen Pöbel das Stimmrecht und damit Einfluß auf die Staatsangelegenheiten einzuräumen. Überhaupt ist er kein Demokrat; er erkennt die natürlichen Ungleichheiten an und will sie im Staate berücksichtigt wissen. Das Bekenntnis zum Atheismus bricht in diesem Buche nur gelegentlich durch. Wie es Darwin schwer fiel, an einen Gott zu

glauben, der Raupen geschaffen habe bloß zu dem Zweck, daß sie bei lebendigem Leibe von den Maden der Schlupfwespe aufgefressen würden, so meint Holbach, wenn es einen Gott gäbe, so würde er doch vor allem unter den Menschen eine vernünftige soziale Harmonie hergestellt haben, anstatt die bestehende gottlose Wirtschaft zuzulassen. Der Gott, den die Theologen lehrten, dieses harte und rachgierige Wesen, sei doch nun einmal kein Gott, wie sich ihn die Vernunft denken müsse; wie könne z. B. ein Gott, der seine eignen Feinde oder die, die er um geringer Übertretungen willen für seine Feinde erklärt, zu ewigen Höllenqualen verurteilt, wie könne ein solcher Gott den Menschen Veröhnlichkeit gebieten?

Eben dieser Radikalismus, den die Zeit erklärt und entschuldigt, zeigt uns recht deutlich, wie die Irrtümer des Holbachschen Systems aus mangelhafter Erfahrung, aus unvollständiger Geschichts- und Weltkenntnis entsprungen sind. Was er vor Augen hatte, war ja leider ein recht breites Stück Welt, aber doch zum Glück nicht die ganze Menschenwelt. Wenn er die heidnische Philosophie und das Christentum in den Quellen studiert und nicht bloß aus oberflächlichen Lehrbüchern kennen gelernt hätte, so würde er gewußt haben, daß die meisten seiner Sätze nicht neu waren, sondern alten Weisheitschätzen entstammten. Und wenn er die Menschen selbst mehr studiert hätte, so würde er an so manchem seiner Lehrsätze irre geworden sein. Er bildet sich ein, daß man nur die Menschen vernünftig zu machen brauche, um eine vollkommene soziale Ordnung herzustellen, ja er glaubt, wie unsre heutigen „Edelanarchisten,“ daß, wenn alle Menschen vernünftig wären, gar keine Regierung notwendig sein würde. Sein Irrtum würde ihm vielleicht klar geworden sein, wenn er Gelegenheit gehabt hätte, die Thätigkeit einer heutigen Feuerwehr mit der Verwirrung zu vergleichen, die zu seiner Zeit bei Bränden geherrscht hat. Der Unterschied beruht nicht darauf, daß die heutigen Feuerwehrmänner jeder einzeln vernünftiger wären als die Leute, die ehemals bei Bränden löschten oder unthätig herumstanden oder durch unzweckmäßiges Eingreifen Verwirrung anrichteten. Die Sache geht heute auch dann ganz glatt, wenn zufällig einmal sämtliche Feuerwehrmänner beschränkte Menschen sind, die in ihrem sonstigen Leben wenig Vernunft offenbaren, während bei einem Brande vor hundert Jahren die Konfusion nicht kleiner, sondern noch ein wenig größer gewesen sein würde, wenn die Löschmannschaft zufällig aus lauter großen Philosophen bestanden hätte. Der Unterschied besteht darin, daß wir heute Löschmannschaften haben, die für den Zweck gedrillt sind, und daß ein Brandmeister die Löscharbeit leitet, dessen Kommando alle pünktlich gehorchen, während die Mitwirkung Unberufener vollständig ausgeschlossen ist. Ein großer hochzivilisierter Staat umfaßt nun eine große Anzahl mit einander verflochtener Gemeinschaften, deren jede aus vielen Mitgliedern besteht, die gewisse Thätigkeiten gemeinschaftlich auszuüben haben. Sollen sich diese Thätigkeiten ohne Reibung und

ohne Störung vollziehen, so muß je eine solche Gemeinschaft für ihren besondern Zweck gedrillt sein und einem Kommando gehorchen, und sollen die verschiedenen Gemeinschaften einander gegenseitig nicht stören, so muß es eine Oberleitung geben, die ihr geordnetes Zusammenwirken und Sineinandergreifen verbürgt, das heißt eine Regierung. Die kann also durch keine Vernunft der Einzelnen ersetzt werden. Gewiß kann diese auch nicht entbehrt werden. Gewiß geht auf die Dauer jeder Staatsorganismus zu Grunde, der durch die Unterdrückung der Vernunft in den Einzelnen zum bloßen Mechanismus geworden ist. Gewiß bleibt auch im vollkommensten Staatsgetriebe dessen, was die Vernunft der Einzelnen zu leisten hat, unendlich viel mehr, als was die gleichmäßig klappernde und gut klappende militärisch-bürokratisch-polizeiliche Maschine leistet, aber entbehrt werden könnte diese nur in einem sehr kleinen und ganz einfachen Gemeinwesen, z. B. in einer 10000 Seelen zählenden und vor jedem Konflikt mit der Außenwelt geschützten, d. h. von jedem Verkehr mit ihr abgeschnittenen Bauernrepublik. Eine solche könnte thatsächlich mit der Vernunft ihrer Mitglieder auskommen. Nur leider könnte ein solches Gemeinwesen keine Kultur erzeugen, und hätten seine Mitglieder die Kultur nicht von anders woher mitgebracht — etwa als Flüchtlinge aus unsrer Kulturwelt —, so würde ihre Vernunft nicht sonderlich erleuchtet sein, sie würden beschränkt, unwissend und abergläubisch sein.

Holbach hat, wie alle Rationalisten, nur immer den Menschen in abstracto vor Augen und übersieht die Verwicklungen der Gesellschaft; er denkt sich diese zu einfach. Ist es nicht rührend kindlich, wenn er I, 186 schreibt: „Wenn ich König wäre (vorausgesetzt, daß die Krone nicht die Eigenschaften meines Herzens verwandelte), ich vermute, ich würde glücklicher sein [als die Könige gewöhnlich sind]. Voll Liebe für die Völker, denke ich, würde ich von ihnen geliebt werden. Statt auf eine unumschränkte Herrschaft über verächtliche Sklaven stolz zu sein, würde ich sie der Freiheit sich erfreuen lassen, auf die ihnen ihre Natur ein Anrecht giebt. Das Vertrauen meiner Unterthanen würde mich in den Stand setzen, ohne Anwendung von Gewalt eine unumschränkte Herrschaft auszuüben, und diese Herrschaft würde fester gegründet sein als eine, die sich auf Söldnerheere stützt“ und so fort anderthalb Seiten lang. Welches Glück für Holbach, daß er 1789 gestorben ist, denn er war ein edler Mann und hat es ehrlich gemeint; wie unglücklich würde es ihn gemacht haben, die in Robespierre verkörperte Herrschaft der Vernunft, Gerechtigkeit und Menschenliebe ansehen zu müssen!

Dieses naive: „wenn ich König wäre“ beleuchtet übrigens sehr hübsch den Umschlag des politischen Rationalismus in sein Gegenteil. Seine Aufgabe war es, die Völker davon zu überzeugen, daß ihnen weder die Priesterherrschaft noch die absolute Monarchie „von Gottes Gnaden“ zum Heile gereiche. Diese Aufgabe hat er erfüllt, denn giebt es auch heute noch Millionen kindliche

Seelen, die da glauben, daß der Papst oder der König, oder Papst und König im Verein, alle Übel zu heilen und jedem Bedrängten zu helfen vermöchten, wenn sie nur nicht von dem bösen Liberalismus, von den Freimaurern und den Juden gehindert würden, so giebt es doch thatsächlich kein zivilisiertes Volk mehr, das seine Geschicke einer absoluten Priester- oder Königsherrschaft anvertraute. Aber der Rationalismus täuschte sich über die Ursache des Mißerfolgs der Kirche und der Monarchie. Die Ursache ist die Beschränktheit der menschlichen Vernunft im allgemeinen und der Macht der Regierungen. Wie kein anderer Mensch, so vermag auch kein Papst und kein Monarch genau und vollständig zu erkennen, was seinen Unterthanen zum Heile gereicht, und vermöchte er es zu erkennen, so würden ihm die Mittel fehlen, alle seine Unterthanen zu dem ihnen Heilsamen anzuhalten. Die Rationalisten aber sahen die Ursache nicht in dieser ganz allgemeinen menschlichen Beschränktheit und in der Schrankenlosigkeit der obersten Gewalt, die jedem Irrtum ihres Inhabers eine gefährliche Tragweite verleiht, sondern in einer besondern Unvernunft der Priester und Könige und in deren Selbstsucht, und sie glaubten, man brauche die Könige bloß vernünftig zu machen und ihre blinde Selbstsucht durch erleuchtete Selbstliebe zu ersetzen, um das Glück der Völker zu sichern. Indem nun natürlich jeder der Herren sich selbst für vernünftig hielt, wurden sie selbst Despoten, wo immer sie in einer von ihnen geschaffnen Republik oder als Berater von Monarchen Einfluß gewannen. Auf diesem Wege hat sich der politische Vertreter des Rationalismus, der Liberalismus, bis heute so oft bloßgestellt, so viel höhnische Kritiken zugezogen und so viel Niederlagen bereitet. Aber der dauernde Vorteil bleibt doch, daß durch die Volksvertretungen und durch andre Einrichtungen die Einheitlichkeit der absoluten Regierungsgewalt gebrochen und im Staate ein ähnlicher Zustand hergestellt worden ist wie im protestantischen Kirchenwesen, wo sich zwar auch jedes Kirchenregimentlein als Papst aufspielen möchte, die Vielheit der mit einander konkurrierenden Päpftlein aber die Gefahr abwendet. Und auch noch eine andre Errungenschaft des Rationalismus bleibt bestehen; niemand wagt heute mehr zu leugnen, daß richtige Einsicht in den Zusammenhang der Dinge von der größten Wichtigkeit fürs Gemeinwohl ist, und daß, wer regieren will, etwas gelernt haben muß; daher wird es kaum noch einmal vorkommen, daß ein notorisch unwissender Mensch, wie Ludwig XIV., ein großes Land unumschränkt beherrschen dürfte, oder daß sich die Völker ein Gesetzbuch gefallen ließen, das, wie der Hexenhammer, vom rohesten Aberglauben diktiert wäre.

Wie auf dem politischen Gebiete, so ist es auch auf dem moralischen der Mangel an Welt- und Lebenskenntnis, was Holbach von richtigen Ausgangspunkten zu falschen Folgerungen führt. Gewiß ist die Glückseligkeit der Geschöpfe das Endziel der Schöpfung, und gewiß steht die Tugend mit der Glückseligkeit im innigsten Zusammenhange. Aber dieser Zusammenhang ist

nicht so einfach, wie sich ihn Holbach vorstellt; es geht daher nicht an, die Nützlichkeit zum einzigen Kriterium des sittlich Guten zu machen. Verschließt er sich doch selbst nicht der Erkenntnis, daß Ungerechtigkeit und Selbstsucht oft nützlicher sind als Gerechtigkeit und Menschenliebe, und wenn er meint, daß sei doch immer nur vorübergehend der Fall, so ist darauf zu erwidern, daß der Nutzen der Ungerechtigkeit für manchen Menschen sein ganzes Leben lang anhält, und daß dies für ihn ein hinlängliches Motiv ist, ungerecht zu bleiben. Mit dem individuellen Nutzen kommen wir also auf keinen Fall aus, mit dem Gemeinnutzen aber auch nicht, weil der individuelle und der Gemeinnutzen sehr oft in Widerstreit miteinander geraten, und es nicht wenigen gelingt, ihren eignen Nutzen auf Kosten des Gemeinwesens zu wahren. Aus diesem Grunde brauchen wir einen Quell der Moralität, der jenseits der irdischen Interessentkonflikte liegt, und diesen finden wir in dem Gott, der sich in unsern sittlichen Ideen offenbart; diese zu verwirklichen müssen wir uns verpflichtet fühlen, ohne Rücksicht auf den Nutzen oder Schaden, der daraus entspringt. Natürlicherweise wird für gewöhnlich Nutzen daraus entspringen, weil ja immer irgend jemand genützt wird, wenn wir Liebe und Gerechtigkeit üben, unsre Triebe beherrschen und unsre Zeit gut anwenden; aber weil der Nutzen nicht immer augenblicklich eintritt, nicht immer sichtbar ist, weil zuweilen aus einer für Pflicht gehaltenen Handlung zunächst nur Unheil zu entstehen scheint, vor allem weil niemand genau zu sagen vermag, worin der allgemeine Nutzen bestehe, so dürfen wir nicht den Nutzen, sondern müssen wir die sittlichen Ideen zum Kriterium des Guten machen. Wenn Holbach einen Menschen, der auf das Jenseits schaut, einem Wanderer vergleicht, der den Himmel blickt, statt auf seine Füße und auf den Weg zu sehen, so vergißt er, daß der im Walde Verirrte sich nach dem Stande der Sonne richtet und in der Nacht sich glücklich schätzt, wenn Sterne blinken, an denen er sich zurechtfinden kann. Ist also der Nutzen nicht einziges Kriterium der Moralität, so darf er doch bei der Beurteilung der menschlichen Handlungen nicht ausgeschlossen werden. Eine Morallehre, die auf das Streben des Menschen nach Glückseligkeit keine Rücksicht nimmt, oder wohl gar das sittlich Gute in der Verneinung dieses Strebens findet, die taugt nichts; sie ist unvernünftig und unwirksam. Diese Wahrheit festgestellt zu haben, ist wiederum ein bleibendes Verdienst des Rationalismus.

Kann demnach die Gottesidee für die Begründung der Moral nicht entbehrt werden, so wird sie auch durch den Hinweis auf die Unvollkommenheiten der Gesellschaft und auf das menschliche Elend nicht widerlegt; das wäre nur der Fall, wenn die Pessimisten mit ihrer negativen Bilanz recht hätten; diese Bilanz hat aber Holbach selbst, lange vor Schopenhauer, für falsch erklärt. Wenn Gott die Wahl hatte, ob er gar keine Welt schaffen wollte, oder eine, über die der Herr Mensch zwar schimpft, in der dieser Mensch aber doch lieber

sein als nicht sein will, so ist hierdurch allein schon anerkannt, daß sich Gott um eben dieses Menschen willen für das zweite entscheiden mußte. Wäre Holbach in seinem Leben auch nur einmal Dorfschulze gewesen, so würde er nicht mehr so kühn gewesen sein, das „wenn ich König wäre“ auszusprechen. Und wenn nun ein so kluger Mann wie er nicht einmal ein Dorf zu beglücken versteht, so muß er zugestehn, daß es selbst für einen Gott keine so ganz leichte und einfache Sache gewesen sein kann, eine Welt zu schaffen, die den Beifall aller ihrer Bewohner hätte.



Nation und Staat

Von E. von der Brüggen

(Schluß)



u allen Zeiten haben die Staaten einen mehr oder minder starken Trieb nach Ausdehnung und Eroberung gehabt. Aber die treibenden Kräfte ändern sich. Früher suchten ehrgeizige Fürsten durch Heiraten, durch Kriege ihre Gebiete zu mehren, sich fremde Länder zu unterwerfen. Seit die Völker als mitbestimmende Gewalten neben den Willen des Fürsten getreten sind, haben sie auf die äußere Politik auch dort Einfluß gewonnen, wo sie dazu nicht ausdrücklich durch eine Verfassung berufen sind. Wenn sie auf neue Landerwerbungen aus sind, so treibt sie oft das materielle, wirtschaftliche Bedürfnis, wie bei den ungeheuern kolonialen Unternehmungen unsrer Zeit. Oft aber werden sie auch von idealen Zielen gelockt, unter denen der Ruhm eine zwar weniger große Rolle als zur Zeit des fürstlichen Absolutismus, aber doch eine beachtenswerte Rolle spielt. Ein stärkeres ideales Motiv ist das sogenannte Nationalitätsprinzip.

Soweit sich die Bedeutung dieses Prinzips praktisch aus der politischen Geschichte unsers Jahrhunderts erkennen läßt, liegt sie in der Anerkennung des Anspruchs der Nationen auf selbständiges und einheitliches Staatsleben. Die Erfahrung lehrt uns freilich auch, daß Staaten, die sich, wie Frankreich unter Napoleon III., auf dieses Prinzip beriefen, es mehr als politisches Agitationsmittel, denn als feste Richtschnur ihres Handelns benutzten; und wie unsicher es in seinem Wesen ist, geht aus der Unmöglichkeit hervor, die Frage zu lösen, was man unter einer Nation zu verstehen habe, die zu jenem Anspruch berechtigt wäre. Gleichwohl hat diese Idee die Völker seit hundert Jahren erfaßt und dahin gedrängt, die kleinen unter einander verwandten